

OWEN MULLEN

AM ENDE
DEINER LÜGEN



Weltbild

Am Ende deiner Lügen

Der Autor

Owen Mullen stammt aus Schottland. Er war Sänger und Songwriter und hatte sogar mal einen Hit in Japan, verrät aber nicht, mit welcher Band. Zu Hause eher ein Einsiedler, hat er viele Reisen nach Südamerika, Afrika und Asien unternommen. Heute lebt und schreibt er in Glasgow und auf einer griechischen Insel.

Owen Mullen

Am Ende deiner Lügen

Thriller

Aus dem Englischen von
Sabine Schilasky

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2017
unter dem Titel *GAMES PEOPLE PLAY*

Besuchen Sie uns im Internet
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Owen Mullen
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019
by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Projektleitung & Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay
Übersetzung: Sabine Schilasky
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com
(© Helen Hotson; © Jaroslaw Grudzinski; © Dudarev Mikhail)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-304-4

2022 2021 2020 2019
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Für

Devon und Harrison, die Carney-Jungen,
die mich immer zum Schmunzeln bringen.

Die Schritte folgten ihm, rannten, als er rannte, pochten im Sand, knirschten im Kies, klatschten auf Felsen. Das Gras unter seinen nackten Füßen bedeutete, dass er beinahe zu Hause war. Beinahe in Sicherheit. Dann wurde das Knirschen zu einem schweren Klopfen. Näherte sich. Er lief schneller.

Seine Brust brannte. Seine schweren Beine weigerten sich, ihn zu tragen; er konnte nicht mehr. Keuchend und verängstigt fiel er hin.

Die Schritte verstummten.

Lange Zeit lag er da, wagte nicht, sich zu rühren, wartete auf eine Hand, die seine Schulter berührte.

Aber es kam keine Hand.

Er raffte seinen Mut zusammen und blickte hinter sich.

Dort war niemand.

Ayr, 35 Meilen von Glasgow

Sie gingen am Strand entlang und blieben unweit eines alten Ruderbootes mit einem Loch im Rumpf stehen. Mark trug den zusammengeklappten Buggy und seine Tochter. Die Sonne sank zum Horizont. Es war ein großartiger Tag gewesen, richtig heiß, doch das Beste war vorbei. Lärmende Möwen jagten über den Himmel, stiegen auf, tauchten ins Wasser und schrien einander zu. Lily presste ihr Gesicht an die Brust ihres Vaters, zu müde, um sich für die Vögel zu interessieren.

»Wir sollten nach Hause gehen«, sagte Mark. »Lily ist müde. Sie muss ins Bett.«

Jennifer antwortete nicht. Er wusste, was sie dachte.

»Im Ernst?«

»Noch ein letztes Mal? Fünf Minuten?«

Mark blickte auf seine Uhr – zehn nach sieben – und beschränkte seinen Protest auf ein Seufzen. Das Letzte, was er wollte, war, alles mit einem Streit verderben; davon hatten sie schon genug. Rote Fahnen flatterten in der Abendluft. Mark zeigte hin.

»Sei vorsichtig, Jen. Die Wellen werden höher. Geh nicht zu weit raus.«

Sie ließ die Tasche mit ihren Handtüchern und den Babysachen vor seine Füße fallen.

»Bin ich. Nur kurz rein und wieder raus. Versprochen.«

Das Wasser war kalt, kälter als am Nachmittag. Als es ihr bis zur Hüfte ging, stieß sie sich mit den Beinen ab und schwamm nach draußen. Immer wieder sah sie kurz Mark und Lily im Sand stehen: ihr ganzes Universum. Sie liebte die beiden so sehr. Dieser Gedanke brachte sie beinahe zum Umkehren. Stattdessen holte sie tief Luft und tauchte ein.

Es ging ganz schnell. Eben noch schwamm sie, im nächsten Moment zog die Strömung sie an den Grund. Meerwasser flutete ihren Mund. Sie wehrte sich, strampelte zur Oberfläche und versuchte zu rufen. Es kam nur ein heiseres Flüstern heraus. Ihr Kopf ging unter und blieb unten. Ihre Lunge brannte. Ohne Vorwarnung gab das Wasser sie frei, und sie sah blauen Himmel. Jennifer rang in flachen Zügen nach Luft, erschrocken und ängstlich, und schwamm auf ihre Familie zu. Nie wieder würde sie die beiden verlassen. Doch das war nicht mehr ihre Entscheidung. Die Kraft zog sie zurück in eine Welt ohne Licht oder Sauerstoff, und diesmal ließ sie nicht los. Ein Arm durchbrach die Wasseroberfläche in einem verzweifelten Versuch, zu entkommen. Sprühwasserzungen drückten ihn nach unten, und Jennifer wusste, dass sie ertrinken würde.

Sie hatte davon geträumt, ihre Tochter zu einer Frau heranwachsen zu sehen. Das würde nie geschehen. Und Mark, der arme Mark. Wie unfair war es, ihn im Stich zu lassen. Ihr Körper rollte unter den Wellen, sie hörte auf zu kämpfen, schloss die Augen und verschwand.

Sekunden vergingen, ehe Mark begriff, dass etwas nicht stimmte. »Wo ist Mummy? Wo ist deine Mummy?« Das Baby nuckelte am Daumen. »Wo ist sie, Lily?«

Zuerst konnte er sich nicht bewegen. Kalte Furcht lähmte ihn. Hundert Meter weiter spielten einige Jungen Fußball, ansonsten war der Strand verlassen. Mark brüllte. Sie hörten ihn nicht. Er warf den Buggy in den Sand, klappte ihn auf und setzte Lily hinein. Seine Hände zitterten, und die verfluchten Gurte wollten nicht einrasten. Er sprach mit sich selbst – »O Gott, bitte nicht. Gott, bitte nicht« – und rannte ins Wasser.

Es war eisig. Was hatte sich Jen nur gedacht? Dies hier war Schottland, verdammt noch mal! Er schwamm dorthin, wo er sie zuletzt gesehen hatte, und tauchte. Mark war ein guter Schwimmer, doch unter Wasser war es dunkel. Panisch tastete er umher, bis ihn der Druck in seiner Brust zum Auftauchen zwang. Er holte so viel Luft, wie er konnte, und tauchte erneut. Etwas stieß gegen ihn. Er packte es und zog es nach oben. Zwei Jungen kamen ins Wasser gelaufen, um zu helfen: die Fußballer. Sie schleppten ihren Körper die letzten Meter, und Mark sank auf die Knie. Jennifer atmete nicht. Leute erschienen am Strand, bezeugten stumm den Albtraum, zu dem der Tag geworden war. Wo waren sie gewesen, als er sie brauchte? Er schrie halb wütend, halb verzweifelt.

»Ruft einen Krankenwagen!«

Die Menge hielt respektvoll Abstand, glaubte dasselbe wie er. Dass er sie verloren hatte. Jennifers Gesicht war weiß. Mark bedeckte ihren Mund mit seinem und atmete in sie hinein. Er presste die Hände auf ihre Brust, befahl ihr, zu ihm zurückzukommen.

Einer der Jungen übernahm, hatte aber auch nicht mehr Glück. Mark versuchte es wieder, weigerte sich, sie gehen zu lassen. Er drückte rhythmisch auf ihre Brust, wimmerte

wie ein Kind, weinte um sich und seine Frau. Jennifers Lider flatterten; sie würgte und erbrach Wasser. Mark drehte sie auf die Seite und rieb ihren Rücken, wobei er beruhigend auf sie einflüsterte, blind vor Tränen und in dem Wissen, dass seine Gebete erhört worden waren. Eine Sirene heulte in der Ferne. Alles würde gut. Sie war in Sicherheit. Sie würden wieder zusammen sein.

Sie drei.

Er hob den Kopf und sah die Sanitäter über den Strand gelaufen kommen. Mark sprang auf. Sie mussten abgetrieben sein ... nein, das Boot war noch da. Seine Stimme wurde von einem Rufen zu einem Schrei. »Lily! Lily!«

Er sprach zu der Gruppe, die nichts gesagt hatte.

»Ich habe ein Baby hiergelassen. Jemand muss sie gesehen haben.«

Sie starrten ihn an, hatten keine Ahnung, wovon er redete.

Neue Furcht packte ihn. Er lief einige Schritte am Strand auf und ab, verloren und voller Angst. Die Tasche lag noch dort, wo Jennifer sie hingelegt hatte. Aber kein Buggy. Keine Spur davon, dass seine Tochter jemals hier gewesen war.

Lily war fort.

Ich öffnete die Tür und trat in eine Wolke. Der unverkennbare Geruch von Marihuana, dazu Geräusche von Geschlechtsverkehr.

Das Paar auf dem Bett war nackt, und das Mädchen, das rittlings auf dem Jungen hockte, war zu beschäftigt, um mich zu bemerken. Er hielt ein Handy in die Höhe, nahm ein Andenken an dies hier auf, den Auftritt seiner Partnerin, die ihre Brüste zusammendrückte und auf die Kamera richtete. Dazu drehte sie den Kopf hin und her in künstlicher Ekstase. Erotikfilmsex und so weit weg von der Realität, wie es irgend ging.

Ihre Körper waren schlank und knochenweiß. Während sich der Rest des Landes in der Hitzewelle sonnte, schien Braunwerden für sie keine Priorität zu haben. Aufräumen genauso wenig. Der Fußboden sah aus wie ein Flussgrund: Pizzakartons, zerdrückte Bierdosen und leere Cider-Flaschen. Schmutziger Sex gewann eine neue Bedeutung, wenn man das hier sah.

Auf einem Klapp Tisch lag ein benutztes Kondom, schmierig und zerknüllt, neben einem Beutel Virginia-Special-Gold-Tabak, einem Taschenmesser und etwas, das wie ein unordentlich in Silberfolie eingewickelter Brühwürfel aussah. Zwei Joints waren bereits gedreht, und ich vermutete, dass es das ganze Wochenende so gegangen war. Als Tracy-Emin-Stilleben wäre das okay gewesen, als Liebesnest fiel es durch.

Leute können keine Geheimnisse für sich behalten. Irgendwem erzählen sie immer etwas. Und Maryanne Mulholland bildete keine Ausnahme; ihre Vertraute war eine Schulfreundin. Es hatte zweiundsiebzig Stunden und eine Fähre gebraucht, um sie zu finden, doch ich hatte es geschafft. Ich fand sie, wie sie sich in einem Wohnwagen in Dunoon das Hirn rausgevögelte.

Der Junge spürte meine Anwesenheit eher, als dass er mich sah, ließ das Handy fallen und warf das Mädchen zur Seite. Sein Kinn war schlaff, seine Augen glasig – es hieß ja nicht umsonst Dope.

»Wer zur Hölle sind Sie?«, knurrte er.

Unter den gegebenen Umständen war das eine berechtigte Frage.

Ich antwortete nicht minder knurrend: »Weg von ihr.«

Nun richtete er seine Wut auf das Mädchen. »Du hast gesagt, dein Vater weiß nicht, wo du bist.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das ist nicht mein Vater. Ich hab den noch nie gesehen.«

Mehr Ansporn brauchte er nicht. Er packte eine Flasche beim Hals und schlug sie gegen die Wand. Sie zerbarst. Blut tropfte auf den ausgebleichenen Teppich. Der Schnitt würde genäht werden müssen. Stumm vor Verwunderung starrte er auf seine verletzte Hand. Ich hätte ihm sagen können, dass er lieber nicht auf diesen Tougher-Typ-Quatsch setzen sollte, weil er selten funktionierte. Und er war kein Junge mehr, wie ich jetzt sah, sondern eher acht- oder neunundzwanzig.

Selbst nach seinen eigenen Maßstäben war sein nächster Schritt blöd, denn er griff nach dem Taschenmesser und stürmte los. Es war komisch, umso mehr, als er nackt war.

Ich lachte dennoch nicht allzu lange, weil wenig Platz zum Ausweichen war und zumindest die Chance bestand, dass er Glück haben und die kleine Klinge in jemanden hineinrammen könnte. Zum Beispiel in mich.

Er war furchtlos. Das machten die Drogen mit einem.

Und langsam. Auch dafür sorgten sie.

Ich griff nach seinem Arm, zog ihn auf seinen Rücken und stieß ihn durch die Tür. Seine Schuhe und die Jeans folgten. Er lag auf dem Boden, außer sich vor Wut, und schrie: »Scheißker! Verfluchter Scheißker! Sie ist sechzehn!«

Versager-Gerede.

Er kapierte es nicht. Ich ging auf ihn zu und zeigte warnend mit dem Finger auf ihn. »Ja, aber du nicht. Komm ihr nie wieder nahe.«

In dem Wohnwagen knirschten Glasscherben unter meinen Füßen. Ich hob das Telefon des Galans auf und steckte es ein. Maryanne Mulholland saß auf dem Bett und hatte die Arme um ihre Knie geschlungen. Sie weinte. Mit ihrer verschmierten Wimperntusche erinnerte sie mich an einen Panda, den ich im Londoner Zoo gesehen hatte.

»Du kannst aufhören zu flennen. Es ändert nichts.«

Sie wischte sich mit dem dünnen Unterarm über die Augen und ihr Kinn, auf dem nun Lippenstift war. »Hat er Sie geschickt?«

Ich war nicht in der Stimmung für Erklärungen. »Mach dich sauber und komm dann raus, ich warte dort.«

Es war vorbei für sie, wie sie sehr wohl wusste. Dennoch wurde sie trotzig. »Ich gehe nicht zurück nach Glasgow. Ich komme nicht mit, und Sie können mich nicht zwingen.«

Ich war angeheuert worden, um einen ausgerissenen Teenager zu finden, mehr nicht. Alles, was ich tun musste, war, meinem Klienten sagen, wo seine Tochter steckte, und ihm meine Rechnung schicken. Dass ich sie zwang, mit mir zurückzukommen, war nicht vereinbart. Vor vier Tagen hatte Bill Mulholland in meinem Büro schon mit seinem ersten Satz vollkommen klar gemacht, wie unsere Beziehung aussah. Und dieser Satz garantierte, dass wir nie Freunde würden.

»Normalerweise hätte ich mit jemandem wie Ihnen nichts zu tun. Ist nicht persönlich gemeint.«

Dieser Job ist nichts für Zartbesaitete, und ich nahm es nicht persönlich. Trotzdem. Unverschämter Idiot.

Ich setzte mich vor dem Wohnwagen ins Gras, lauschte dem leisen Rauschen der Dusche und wartete auf das Mädchen. Als sie rauskam, war ihr Haar nass. Sie hatte einen Müllsack bei sich und eine Wut in sich, so groß wie Dumbarton Rock. Ohne mich zu beachten, warf sie den Müllsack neben die Tür und ging wieder rein. Minuten später hörte ich das Brummen eines Staubsaugers. Maryanne machte sauber. Ein eigenartiges Verhalten für eine Delinquentin und ein erstes Anzeichen, dass ich getäuscht worden war. Dies hier war kein wildes Kind, sondern eher eines, das sich wild benahm. Auf jeden Fall nicht die Aufsässige, als die ihr Vater sie beschrieben hat. Für mich stand schon seit Langem fest, dass Kinder zu haben eine Verantwortung bedeutet, auf die ich verzichten kann.

Schließlich erschien sie wieder, mürrisch und ohne jede Reue, wie es sich für eine Sechzehnjährige im Krieg mit ihren Eltern gehört. Die Dusche hatte ihr gutgetan. Nun

waren ihre Augen klar, ohne diese verbrauchte Leere. Und sie war wütend. Was ich ihr nicht übelnahm. Ich hatte ihren Freund verscheucht und eine vielversprechende Karriere auf YouTube – wo das Video gewiss gelandet wäre – im Keim erstickt. Aber ich bekam keine Sternchen dafür, dass ich ihren Ruf geschützt hatte. Sie stand da, die Hände in die Hüften gestemmt, blinzelte in die Sonne und machte sich bereit, mir den Marsch zu blasen. Eine interessante Rollenumkehr, wenn man die Umstände bedachte.

Was sie sagte, erinnerte mich an meinen alten Herrn: überheblich und rechthaberisch, mit einem beträchtlichen Maß an selbstgerechter Empörung. »Bei Leuten wie Ihnen kriege ich das Kotzen.«

Diese junge Dame war ganz der Papa, keine Frage. Und ihr Kurzzeitgedächtnis schien auch nicht das beste.

»Niemand ist vollkommen, Maryanne.«

Keine Reaktion. Teenager haben es nicht so mit Ironie.

»Was gibt Ihnen das Recht, mich zu jagen? Ich habe es ernst gemeint, als ich gesagt habe, dass ich nicht zurückgehe.«

»Deine Entscheidung. Ich kann dich mit in die Stadt nehmen, falls du willst. Oder du bleibst. Mir egal.«

»Und warum sind Sie dann noch hier?«

Ich wechselte das Thema, lenkte es von mir weg. »Dieser Typ, dein Freund, ist ein Wichser. Was willst du mit dem?«

»Er heißt Fraser, und Sie können das gar nicht beurteilen. Sie kennen ihn nicht.«

»Doch kann ich. Er benutzt dich.«

Sie wurde rot. Ohne Make-up wirkte sie jünger als sechzehn; zu jung, um das zu tun, was sie getan hatte. Sie blickte zur Seite und versuchte trotzig, auf reif zu machen.

»Vielleicht *will* ich ja benutzt werden.«

»Ja, sicher, solange du wütend auf die Welt bist. Morgen nicht mehr.«

Sie schüttelte den Kopf, als wäre meine Naivität traurig.
»Sie würden das nicht verstehen.«

»Lass es drauf ankommen.«

Es dauerte lange. Am Ende weinte sie wieder. Irgendwann in der Mitte lachte sie fast. »Fraser hat gedacht, dass Sie mein Vater sind. Er hat gedacht, Sie wollen ihn umbringen.«

»Wäre ich dein Vater, hätte ich es getan.«

Sie sah mich mit einer Mischung aus Staunen und Unglauben an. »Hätten Sie? Hätten Sie echt?«

»Ja, hätte ich wahrscheinlich.«

Später, auf der Fähre nach McInroy's Point und Gourrock kaufte ich unten an der Bar Kaffee und brachte ihn zum Oberdeck. Das Mädchen nahm den Plastikbecher wortlos entgegen, trat an die Reling und blickte über den glitzernen Clyde zur Cowal-Halbinsel, die hinter uns in der Ferne verblasste. Sie war groß, fast so groß wie ich. Ihr Gesicht war abgewandt, sodass ich es nicht sehen konnte. Es war vier Uhr nachmittags und sengend heiß. So vieles war passiert, und Maryanne musste allein sein, um alles zu verarbeiten. Vor dem Wohnwagen hatte sie sich zu mir gesetzt und sich mir geöffnet. Während sie sprach, erkannte ich, dass wir etwas gemeinsam hatten: Wir verstanden uns nicht mit unseren Vätern. Wir beide waren vor ihnen geflohen, auch wenn ihr Abgang dramatischer gewesen war als meiner.

Natürlich fiel ihr irgendwann wieder ein, dass ich ein Privatdetektiv war und für den Feind arbeitete, und sie machte

erneut dicht. Das war der jetzige Stand, und es würde mehr als einen wässrigen Nescafé brauchen, sie umzustimmen.

Bill Mulholland war mir ziemlich heftig vorgekommen. Ein Mann, der sein häusliches Reich mit eiserner Faust regierte, und der Grund, warum in selbigem nun eine Tochter fehlte. Er hatte den erschöpften Erziehungsberechtigten gemimt, der mit einem Teenager-Aufstand kämpfte, als er mich bat, den Fall zu übernehmen.

Maryanne erzählte etwas anderes. Und da ich wusste, wem ich glaubte, gab ich ihr Raum.

Ein Stück weiter auf dem Deck schrammelte ein Typ in einem gelben T-Shirt, Motorradstiefeln und einer an den Knien eingerissenen Jeans Songs von Bob Dylan auf einer alten Akustikgitarre. Zwischen den Strophen blies er in eine Mundharmonika, die in einem Gestell um seinen Hals hing, und schmückte *Maggie's Farm*, *Mr Tambourine Man* und *Like a Rolling Stone* mit quäkigen Einlagen. Jemand wünschte sich *Don't Think Twice*, und er spielte es. Nicht toll, nicht mal gut, aber er spielte es. Seine Stimme war rau, teils schief, eben genau wie Dylan. Am Ende des Songs fummelte er an den Saiten und scherzte mit den Leuten in seiner Nähe. »Die war gestimmt, als ich sie gekauft habe«, sagte er.

Er hatte Sinn für Humor. Angesichts des Atomarsenals nur Meilen entfernt bei Holy Loch und des »Ban the Bomb«-Ansteckers an seiner Brust würde er den auch brauchen.

Sein Haar war fettig, und über seiner Oberlippe war ein erbärmlicher Schnauzbart, der aussah, als wollte er sich das mit dem Wachsen noch mal überlegen. Wahrscheinlich hatte er keinen Penny auf der Naht, doch der Kontrast zu

der Mulholland-Tochter hätte kaum augenfälliger sein können. Dieser Junge war glücklich.

Auf halbem Weg zum Festland stimmte er *In the Summertime* an, und von der ersten Zeile an wurde die Fähre lebendig. Ein Paar begann zu tanzen, andere sangen leise mit. In meiner Nähe packte ein Mann seine Freundin – oder seine Frau – und hängte sich mit ihr an eine Polonaise, die aus dem Nichts auftauchte und quer über das Deck hüpfte.

Argyll auf Speed. Surreal. Salvador Dalí hätte das klasse gefunden.

Maryanne blieb, wo sie war, sah weiter aufs Meer, allein mit ihren Sorgen und ohne mitzubekommen, was hinter ihr los war.

Am Bug, hinter der Polonaise, fiel mir etwas Rotes auf; ein Kleid und ein Mädchen von acht oder neun Jahren, das von einem älteren Mann herumgewirbelt wurde, unter seinem Arm durchtanzte. Er lächelte zu ihr hinab. Vielleicht erwiderte sie es; das konnte ich nicht sehen. Das krause blonde Haar war der Auslöser. Für eine Sekunde setzte mein Herz aus, schien sich alles in mir zu leeren und wurde mir trotz der glühend heißen Sonne kalt.

pochen im Sand, knirschen im Kies und klatschen auf Fels

Der grauhaarige Mann drehte das Kind wieder, und ich sah ihr Gesicht.

Ein nettes Gesicht. Ein lachendes Gesicht. Ein fremdes Gesicht.

Wann würde ich es jemals lernen? Die Antwort schien zu lauten: nie. Monate konnten vergehen – Jahre sogar – genug, um zu glauben, dass es nicht mehr als die Erinnerung an einen Albtraum war, die ich nicht loswurde. In

solchen Phasen, wenn ich mich frei und klar wähnte, lebte ich weiter, bis zu Momenten wie heute, wenn aus dem Nichts ein Fragment der Vergangenheit erschien und mich runterzog.

Schuld geht nie weg, lässt nie los, nicht richtig, und bei mir hatte sie es auch nie getan.

Der Sänger endete unter Jubel und Applaus. Er war zufrieden mit sich, was er auch sein konnte, denn er hatte einen Beitrag geleistet. Ohne seine Musik wurde alles wieder zu einer angenehmen Überfahrt an einem Sonntagnachmittag. Ich suchte in der Menge nach dem Mann und dem kleinen Mädchen, doch sie waren weg. Unwillkürlich griff ich nach meiner Brieftasche mit dem Foto darin, das ausgeblichen und an den Rändern zerknickt und eingerissen war. Ein zerbrechliches Ding. Ich nahm es heraus. Unschuldige Augen sahen mich leuchtend klar an, ohne eine Spur von Vorwurf. Kein Vorwurf. Es war keiner nötig. Für den sorgte ich schon selbst.

Maryanne Mulhollands Befreiungsversuch war unbesonnen und idiotisch gewesen. Und, dank mir, zum Scheitern verurteilt. Ich ließ das Handy ihres Freundes ins Wasser fallen und schaute zu, wie es im grauen Wasser verschwand. Zumindest das konnte ich für sie tun.

Die Ansage, dass alle Autofahrer bitte zu ihren Fahrzeugen gehen mögen, führte uns zusammen. Wir stiegen in den Wagen und warteten, während die Crew die Fähre am Anleger vertäute. Sie sagte nichts. Wenn es eines gibt, was Jugendliche besser beherrschen als irgendwer sonst, ist es, andere Leute totzuschweigen. Ich brach die Stille mit einer offensichtlichen Frage: »Und wohin willst du?«

Keine Antwort.

»Gibt es niemanden?«

»Nein.«

»Überhaupt keinen?«

»Ich hab eine Tante in Manchester.«

»Ruf sie an.«

»Ich hab kein Handy. Das darf ich nicht.«

Eine Sechzehnjährige ohne Handy!

»Nimm meins. Wie ist die Nummer?«

Wusste sie nicht, aber die Auskunft.

Ich versuchte, nicht mitzuhören.

Die Fahrt von der Küste nach Glasgow dauert eine Stunde. An jedem anderen Tag hätten wir üppig Zeit gehabt, aber es war Sonntag. Bei dem Wetter würden die Straßen dicht sein. Der Zug nach Manchester ging um 17:35, und ihn zu verpassen war keine Option. Ich parkte in der Renfield Street. Der Schalter war im Bahnhofsgebäude. Maryanne zögerte. »Ich hab kein Geld.«

Ich leerte meine Brieftasche und gab ihr den Inhalt. »Aber jetzt.«

An der Sperre sah eine uniformierte Frau skeptisch auf ihr Ticket und winkte sie durch. Maryanne sagte: »Wir haben uns erst vor ein paar Stunden kennengelernt. Ich meine, ich bedeute Ihnen nichts. Warum tun Sie das?«

Ja, warum?

»Weil ich es verstehe. Besser, als du denkst.«

Ich bezweifelte, dass sie mir glaubte. Sie sagte: »Ich gebe Ihnen das Geld wieder. Ehrlich.«

Das würde ich nicht fingertrommelnd abwarten.

»Es gibt etwas, was du tun könntest.«

Sie strahlte, und es war das erste echte Lächeln an diesem Nachmittag. »Was?«

»Du läufst vor deinem Vater weg. Er wird es überleben. Deine Mutter ist diejenige, die leiden wird. Ruf sie an. Lass sie wissen, dass es dir gut geht. Das hat sie verdient.«

Am nächsten Morgen schien die Sonne immer noch, aber garantiert würde sie nicht in mein Büro scheinen. Gewitterwolken quollen aus dem Mann, der mir an meinem Schreibtisch gegenüber saß, und zogen in meine Richtung. Tags zuvor hatte ich den Expresszug nach Manchester abfahren gesehen, bevor ich Maryannes Vater kontaktierte und ihn bat, sich mit mir zu treffen. Nun war er hier, und was auch immer er erwartet haben mochte, dies war es nicht. Wir hatten eine Vereinbarung, und ich verstieß dagegen.

Zudem belog ich mich, wie dick mein Fell wirklich war. Wenn es drauf ankam, war die Wahrheit: nicht sehr dick.

Mulholland musste ungefähr Ende vierzig sein, ein verspannter Typ mit einer abgehackten Art zu sprechen, die immer nervte, ganz gleich was er sagte. Er hörte zu und sprach dann mit bewusster Sorgfalt, wie man sie einem ungehorsamen Lakai gegenüber an den Tag legte, wollte man ihn ein letztes Mal warnen.

»Damit ich es richtig verstehe. Sie wissen, wo meine Tochter ist, sind aber nicht bereit, es mir zu erzählen.«

Eine Feststellung, keine Frage. Womit eine Antwort überflüssig war.

An ihm gab es nichts Sympathisches, deshalb versuchte ich gar nicht erst, ihn zu mögen. Das Mädchen hatte mich überzeugt, dass ich nicht auf der Seite der Guten war.

Mulholland sagte: »Wir hatten eine Übereinkunft. Sie sollten Maryanne finden, damit wir sie nach Hause holen können.«

»Sie will nicht nach Hause, jedenfalls nicht jetzt.«

Nicht zu bekommen, was er wollte, daran war er nicht gewöhnt. Ich versuchte, es nicht allzu sehr zu genießen.

»Sie will nicht.«

Seine Züge wurden strenger, als er versuchte, die Fassung zu wahren. »Das ist nicht Ihre Entscheidung, Mr Cameron.«

»Nein. Es ist Maryannes Entscheidung.«

Ich erwartete, dass er völlig ausrastete – teils hoffte ich darauf –, weil ich dann einen Vorwand hätte, ihm wehzutun. Jeder Vater, der diesen Titel verdiente, hätte mich hochgerissen und mir die Informationen aus dem Leib geprügelt. Was nicht passieren würde. Dieser Typ war ein erbärmlicher Familytyrann und ein Feigling. Außerdem war ich größer als er.

Er verlegte sich auf die moralische Überlegenheitsvariante. »Ist es gängig bei Ihnen, dass Sie Vereinbarungen nicht einhalten?«

»Nein, gängig nicht. Aber ich mache hier eine Ausnahme.«

Mulholland hatte seine Frau mitgebracht. Wie sie hieß, wusste ich nicht, weil er es offenbar zu mühevoll gefunden hatte, sie mir vorzustellen. Sie beteiligte sich auch nicht an dem Gespräch. Und ihr Kopf blieb die ganze Zeit gesenkt, während ihr Mann sprach. Sie war dünn und nervös und bewegte derweil unablässig ihre Finger wie eine Frau, die jedes Vertrauen in sich verloren hatte und wohl auch nicht wiederfinden würde. Es sei denn, sie folgte ihrer Tochter und lief weit weg von diesem Mann.

Aber sie brach das Schweigen. »Bitte, bitte, ich will nur wissen, ob es ihr gut geht.« Ihre Stimme zitterte. »Sie hat nicht ... hatte nicht ...«

Nun brach der Damm, und die Tränen flossen. Vor meinen Augen schrumpfte sie schlimmer zusammen, als es all die Jahre im Schatten bewirkt haben konnten. Es war nicht leicht, mitanzusehen, wie sie von der schmerzlichen Gewissheit erdrückt wurde. Maryanne war mitten in der Nacht wortlos verschwunden, wegen ihres Vaters. Bevor sie zu einer solch traurigen, resignierten Frau wurde wie ihre Mutter. Die Polizei konnte nichts tun, weil Ausreißen nicht ungesetzlich war. Deshalb war Mulholland bei mir aufgekreuzt, mit einer Haltung, die mir von der ersten Minute an auf die Nerven ging, und einem Seemannsgarn so lang wie Sauchiehall Street. Das Mädchen hätte ihm nichts als Probleme bereitet. Er rezitierte eine ganze Litanei von Schwierigkeiten zu Hause, Schwierigkeiten in der Schule, und nichts davon stimmte. Seine Tochter war nicht anders als andere Teenager, die ich kannte. *Er* war das Problem.

Er polterte: »Das ist unfassbar! Ich werde anderen erzählen, was Sie für einer sind.«

Ich wollte ihn daran erinnern, dass Kinder kostbar und Menschen kein Besitz waren. Stattdessen ließ ich ihn toben und sprach mit der Mutter. »Maryanne ist in Sicherheit, aber sie will nicht nach Hause kommen. Tut mir leid.«

»Können Sie mir erzählen, wo sie ist?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe es versprochen.«

Aus purer Gewohnheit versuchte Mulholland, seine Autorität heraushängen zu lassen. »Ist Ihnen klar, dass Sie nicht bezahlt werden? Keinen Penny!«

Er müsste sich schon mehr anstrengen, um mich zu überraschen.

»Verhüte Gott, dass meinem Mädchen irgendwas passiert. Dann gehe ich Ihnen an die Gurgel.«

Nein, würde er nicht. Er würde es an seiner Frau auslassen, so wie immer. Ich wollte gern meinen Arm um Maryannes Mutter legen und ihr mit so viel Ehrlichkeit Mut machen, wie sie verkraften konnte, doch ich blieb, wo ich war, und ließ das Melodrama vor mir abspulen. Mulholland starrte stocksteif geradeaus, während sein Frau einen kleinen Tod starb. Was ich von ihm an Gefühl empfang, war nicht Mitleid, sondern Scham; er war verlegen. Er sprach in einem rauen Flüstern, das seitlich aus seinem Mund kam, als wollte er einen Hund bei Fuß befehlen. »Jean. Jean! Das reicht. Genug!«

Seine Tochter war zu demselben Schluss gekommen.

Die Hitzewelle ging in die zweite Woche. Als ich vor dem New York Blues ankam, herrschte eine Atmosphäre wie an einem Samstag im Juli. An jedem Tisch saßen Frauen in bunten Kleidern und Männer in T-Shirts mit Sonnenbrillen auf und lachten.

Jackie Mallon stand drinnen, entschlossen, ihre Stimmung nicht vom schönen Wetter beeinflussen zu lassen. Wir waren befreundet, nur dass sie es an Tagen wie heute besser verbergen konnte als ich. Ich vermutete, dass der Profiterole in ihrer Hand nicht ihr erster war. Jackie war eine resolute Frau, schlank und fit, blond, attraktiv und fähig, einen Heuchler auf hundert Meter zu erkennen. Es sei denn, er sah gut aus. Dann verließ ihr Gespür sie. Ein tätowiertes WICHSER WILLKOMMEN auf ihrer Stirn hätte ihr eine Menge Zeit erspart. Die Nachwehen ihrer gescheiterten Beziehungen waren schwer auszuhalten, wobei die Kuchen und Torten erst den Beginn einer Reise in die Finsternis markierten. Ihre Abstürze waren berüchtigt: Junkfood-Marathons, die so lange anhielten, bis der nächste Loser erschien, der lauter Lächeln und fettarmen Joghurt in unser Leben spülte. Wer der Nächste auch sein mochte, ich hoffte, dass er in die Hufe kam, denn sie hatte eine entsetzlich miese Laune, und es war nicht mal Mittag.

Mit dem Mund voller Choux-Teig und Vanillecreme sagte sie: »Du hattest einen Anruf.«

»Ja, von wem?«

»Hat er nicht gesagt. Er will wieder anrufen. Dein Telefon ist auf die Bar umgeleitet. Mal wieder.«

»Entschuldige, Jackie, mein Fehler. Ich hätte es auf mein Handy umleiten sollen.«

Sie verzog das Gesicht, wie sie es immer tat, wenn sie verärgert war. »Der Punkt ist, Charlie, dass wir zu viel zu tun haben, um uns noch in deinen Sherlock-Holmes-Mist mit reinziehen zu lassen. Sieh nach draußen, wenn du mir nicht glaubst. Es grausam. Wieso kannst du dir keinen Anrufbeantworter zulegen wie jeder andere auch?«

Oberflächlich klang es vernünftig, aber ich sah es anders. »Weil jeder, der mich anruft, wahrscheinlich verrückt vor Sorge ist. Die Leute müssen mit einer Person reden können, nicht mit einer Bandansage.«

Sie täuschte nicht mal Verständnis vor, denn sie war verbittert und wütend auf die Welt. »Und übrigens, damit du es weißt, ich rede mal mit Alex über das Büro. Wenn jemand hier mehr Platz gebrauchen kann, dann bin ich das. Ich stecke in dem Kabuff unter der Treppe, während du einen großen Raum hast, den du kaum nutzt.«

Das Büro war ein alter Hut. Alex würde sagen, was er schon das letzte Mal gesagt hatte, als sie es ansprach, und das Mal davor auch: dass er mir etwas schuldig war.

Jackie Mallon litt unter einer schlimmen Selbstmitleidat-tacke und schlug um sich. »Ich habe einen Grund«, sagte sie. »Ich muss hier sein. Aber du ... du hast Geld. Ich kapiere es nicht, Charlie. Habe ich noch nie.«

»Klär das mit Alex«, sagte ich und ging rein.

Alex war Alex Gilby, der Besitzer des New York Blues. Andrew Geddes hatte uns bekannt gemacht, als Gilby noch

in einer Partnerschaft mit einem Typen namens Lawlor steckte und ihre Geschäftsbeziehung zerbrach. Das erfuhr ich allerdings erst ein paar Wochen später, als Alex mich ansprach. Ihm drohten ernste Schwierigkeiten, denn Lawlor hatte einen Haufen Geld aus der Firma gezogen und war damit verschwunden. Könnte ich helfen? Wie sich herausstellte, konnte ich. Der blöde Mistkerl hatte sich nicht direkt aus dem Staub gemacht, sodass mir Zeit blieb, ihn in einem Hotel aufzuspüren und seinen Emirates-Flug nach Dubai zu verhindern. Alex war begeistert und bot mir einen Prozentsatz dessen an, was ich gerettet hatte, oder einen der Räume oben für so lange, wie ich wollte. Eine Adresse im Stadtzentrum war zu gut, um Nein zu sagen, und seitdem bin ich hier. Bisher hatte Gilby sämtliche Versuche Jackies, mich vor die Tür zu setzen, abgeblockt. Was sie nicht davon abhielt, es weiter zu probieren.

Auf der Bar lag eine noch zusammengefaltete Ausgabe des heutigen *Herald*, die ich mir mit an einen Tisch nahe der Jukebox nahm. Auf der Titelseite war ein Artikel über ein Baby, das vom Ayr-Strand entführt wurde, und ein Foto von einem Mann, der eine Frau in einem Badeanzug tröstete. Er hatte ihr sein Jackett über die Schultern gehängt. Sie sah gebrochen aus, als würde nur der Mann verhindern, dass sie nicht in lauter Einzelteile im Sand zerfiel. Sein Schmerz war nicht weniger offensichtlich. In seinem Blick spiegelte sich die Fassungslosigkeit von jemandem, der nicht verstand, was geschehen war. Es gab mal eine Zeit, da hätte ich auf solch eine Nachrichtenmeldung reagiert, aber ich hatte dazugelernt. Und akzeptiert.

Es war über dreißig Jahre her.

Das Bild zeigte eine traurige Szene. Ich übersprang die Einzelheiten, weil sie meinen Tag um nichts besser machen würden.

Auf Seite fünf fiel mir eine Meldung auf. Der irische Rocker Paul Finnegan war tot in seinem Haus in St. John's Wood aufgefunden worden. Seine bekannten Drogen- und Alkoholprobleme hatten ihn nicht gehindert, ein Star zu werden. Trotz seiner chronischen – und fatalen – Sucht verkaufte seine Band, North Wind, Millionen Platten. Mit siebenunddreißig gesellte sich der Frontmann nun zu Hendrix, Elvis, John Lennon und Michael Jackson; der neueste Zugang zur Superband im Himmel. Lloyd Kennedy, der Bassist der Gruppe, der mit Finnegan zusammen die Songs geschrieben hatte, war für einen Kommentar nicht erreichbar gewesen.

Ich überflog den Rest der Zeitung und ging nach oben in mein Büro. Keine Post, keine Nachrichten und ein leerer Terminkalender. Die Welt hatte heute keine Verwendung für mich. Meine Arbeitsmoral war schon in den besten Zeiten fragil, und heute Morgen brachte ich keine Ermutigung, schlicht und einfach nichts zu tun.

Jackie sah ein, dass sie zu weit gegangen war, und sprach mich an, als ich ging. Sie redete über das Geschäft, was sie selten tat. »Big River hatten gestern Abend einen Riesenzoff in der Garderobe. Robbie ist gegangen. Er hat gesagt, das war es für ihn. Die Band spielte noch zu Ende. Es war ein Krampf, denn Robbie ist der Mittelpunkt der Band.«

»Nein, Alan ist der Mittelpunkt. Er hat Big River gegründet.«